

**Artikel für das VIA Magazin 1-14 „Rassismus und Diskriminierungen im Alltag“,  
Herausgeber: Verband für interkulturelle Arbeit (VIA e. V.)**

## **Rassismus (nicht nur) in den Medien? – Ansätze für einen sensiblen Sprachgebrauch in interkulturellen Themenfeldern**

*von Ansgar Drücker, Geschäftsführer des Informations- und  
Dokumentationszentrums für Antirassismuserbeit e.V. (IDA)*

Es ist in den letzten Monaten nicht einfacher geworden über Sprache und Rassismus zu sprechen und zu schreiben. Denn einerseits gibt es – auch in Kreisen von interkulturell oder pädagogisch tätigen Menschen vor allem in der Kinder- und Jugendarbeit – eine gewisse Genervtheit, wenn Leute, die nicht täglich mit Kindern und Jugendlichen zu tun haben, jeden coolen Spruch Jugendlicher gleich auf die Goldwaage legen wollen. Andererseits geht es darum gesellschaftlich einen Schutz vor Verletzungen und Diskriminierungen, vor Rassismus und vor Beleidigungen zu gewährleisten. Sowohl Journalist\_innen als auch pädagogisch Tätige sind hier in einer besonders verantwortungsvollen Rolle, tragen sie doch zu unserer Wahrnehmung der Welt intensiv bei – sei es als uns Informierende oder als Role Models für junge Menschen.

Es ist nicht immer einfach eine Balance zwischen wirkungsloser Empörung über den diskriminierenden Sprachgebrauch anderer und überzogener „political correctness“ gerade gegenüber Jugendlichen einerseits und einer klaren Grundhaltung aus einer Perspektive der Rassismuskritik und der Antidiskriminierung andererseits zu finden. Während es in der Kinder- und Jugendhilfe häufig um situatives Handeln, um spontanes Reagieren und Sprechen geht, geht es bei Journalist\_innen häufig um geplantes Schreiben unter Zeitdruck.

Meine Grundannahme ist: Es gibt kein richtiges Sprechen und Schreiben in den Themenfeldern Rassismuskritik, verschiedene „kulturelle“ Herkünfte – das ist schon eines der umstrittenen Wörter – oder Einwanderungsgesellschaft. Es gibt auch kein Rezeptbuch für „politisch korrekte“ Sprache, das man nur auswendig lernen müsste – und schon wäre die richtige Haltung geboren. Vor allem, aber nicht nur an

Journalist\_innen gerichtet gibt es jedoch einen vom AntiDiskriminierungsbüro (ADB) Köln/Öffentlichkeit gegen Gewalt e.V. herausgegebenen „Leitfaden für rassismuskritischen Sprachgebrauch“. Diese empfehlenswerte „Handreichung für Journalist\_innen“ enthält u.a. „Rassismuskritische Ansätze für einen verantwortungsvollen Journalismus“, einen Artikel „Über Schwarze Menschen in Deutschland berichten“ sowie Hinweise zur „Berichterstattung über Muslim\_innen oder solche, die dazu gemacht werden“. „Aspekte des Antiziganismus in der Medienberichterstattung“ sowie eine Bestandsaufnahme der Medienberichterstattung zum Bombenanschlag des NSU in der Kölner Keupstraße 2004 und 2011 greifen schließlich aktuelle gesellschaftliche und politische Diskussion auf.

Die aktuelle Studie „Antiziganismus in der deutschen Öffentlichkeit – Strategien und Mechanismen medialer Kommunikation“ des Politikwissenschaftlers Markus End aus dem Jahr 2014 verdeutlicht, wie Journalist\_innen negative Stereotype gegenüber Sinti und Roma (re-)produzieren. Er kommt zu der Erkenntnis, dass Vorurteile gegenüber Sinti und Roma in vielen Redaktionen nicht die Ausnahme, sondern die Regel sind. Dadurch werden Vorurteile und negative "Zigeuner"-Bilder häufig unbewusst und ungewollt immer wieder bestätigt. Er beschreibt somit eine kaum ausgeprägte Sensibilität für antiziganistische Aussagen und Darstellungen.

Ein wichtiger Auslöser für die aktuelle Debatte über sensiblen Sprachgebrauch vs. „Sprachpolizei“ oder überzogene „political correctness“ war die Diskussion über rassistische Begriffe in Kinderbüchern, ausgelöst Anfang 2013 durch Mekonnen Meshgena, Journalist und Referent bei der Heinrich-Böll-Stiftung in Berlin, und seine Tochter Timnit. Er wollte seiner Tochter nicht mehr aus dem von ihr geliebten Kinderbuch „Die kleine Hexe“ von Otfried Preußler vorlesen, da dort das Wort „Negerlein“ auftaucht. Mekonnen Meshgena ist schwarz und stammt gebürtig aus Eritrea. Er erzählt: „Aber dann hat sie gesagt: Wenn das so ist, dann sag den Buchmachern, dass sie das ändern müssen.“ Daraus entstand ihr bekannt gewordener Brief an den Thienemann Verlag, der schließlich relativ kurzfristig bekannt gab, in der Neuauflage in Abstimmung mit dem Autor eine Überarbeitung vorzunehmen. Für viele überraschend hatte auch der betagte und inzwischen verstorbene Autor der Veränderung kolonial-rassistischer Wörter zugestimmt, da sie nicht mehr zeitgemäß seien. Trotz der Zustimmung des Autors und des Verlages –

wo lag also eigentlich noch das Problem? – entstand eine intensive Debatte über angebliche Zensur, in der die verwendeten Begriffe in ihrer Wirkung verharmlost wurden. Die Veränderung von Kulturgütern wurde beklagt und spätestens als auch noch rassistische Sprache bei Pippi Langstrumpf kritisiert wurde, fühlten sich offensichtlich nicht wenige erwachsene Menschen gleich um ihre ganze Kindheit gebracht statt auch hier die Chance zum Dazulernen zu nutzen, ging und geht es doch nur um behutsame Anpassungen der Sprache an sich verändernde gesellschaftliche Realitäten. Durch eine Veränderung unserer Gesellschaft hin zu einer Einwanderungsgesellschaft, durch die Veränderung gesellschaftlicher Normen und durch sprachlichen Wandel kann sich die Bedeutung eines Wortes verändern und mit der Zeit zu einem nicht beabsichtigten rassistischen Wortgehalt führen. Doch gleich war wieder von Zensur und Sprachpolizei die Rede und es fiel schwer, den problematischen Umgang mit rassistischen Wörtern in der Debatte zu platzieren – das eigentliche Thema.

Es ging viel stärker um den Kampf um Deutungshoheit und Definitionsmacht als um das Bemühen um einen sensiblen Umgang mit rassistischer und ausgrenzender Sprache, der Rücksicht auf Minderheiten in Deutschland nimmt. Sprache ist immer auch eine Willensäußerung, durch seinen Sprachgebrauch positioniert man sich selbst und bezieht auch Stellung dazu, zu wem man spricht und an wen man sich nicht ausdrücklich richtet. Hinter der Debatte steckte nämlich mehr: die Frage, wer Teil dieser Gesellschaft ist und ein Mitspracherecht über den Sprachgebrauch beanspruchen darf – und wer nicht. Einfacher ausgedrückt: Wer gehört zum „Wir“ dazu?

Ein weiteres Problem ist allerdings die Haltung, mit der berechtigte Kritik am Sprachgebrauch anderer Menschen geübt wird. Häufig geschieht dies gerade in interkulturellen Kontexten mit der unterschweligen Botschaft „Die anderen, die falsch sprechenden sind noch nicht so weit. Wir wissen schon, wie es richtig heißt.“ Egal ob man Menschen von besserer Ernährung, umweltbewusstem Verhalten, „politisch korrekter“ Sprache oder anderem eigentlich vernünftigen Handeln überzeugen möchte, einer der häufigsten Fehler ist aus meiner Sicht eine *hierarchisch belehrende* Haltung oder Herangehensweise. Wir, die Sprechenden, die

pädagogisch Tätigen, die Aufgeklärten, wir wissen schon, wie es geht und wie es richtig heißt – und ihr seid noch nicht so weit und habt es noch nicht verstanden.

Aber es bleibt auch der Appell an uns alle, dazuzulernen: Was ist denn wirklich so schlimm daran, wenn man bisher gedankenlos Zigeunerschnitzel gesagt oder geschrieben hat und dann – beispielsweise auch als gebildeter Mensch der schreibenden Zunft – im Alter von 40 oder 60 Jahren dazulernt, dass Menschen, die mitten unter uns leben, das als verletzend und diskriminierend empfinden, und daraufhin seinen Sprachgebrauch entsprechend anpasst. Ist das wirklich eine Zumutung? Muss man dann krampfhaft nach den wenigen Sinti und Roma suchen, die das Z-Wort nicht als diskriminierend empfinden? Muss man dauernd betonen, dass es nicht diskriminierend gemeint ist, obwohl es ja offensichtlich als diskriminierend empfunden wird und die Gründe dafür auch gut nachvollziehbar sind? Wenn also auch sprachgewandte Intellektuelle offensichtlich Trotzköpfe sind, dann müssen wir wohl in den sauren Apfel beißen und stärker über die Art der Vermittlung unserer Botschaften nachdenken.

Statt auf Belehrungen zu setzen, glaube ich eher an die überzeugende Wirkung von Irritationen, von Fragen, von Begegnungen mit Betroffenen in einem angemessenen und geschützten Rahmen, an eine Thematisierung über Literatur, Kultur und Musik – dies eher im journalistisch-feuilletonistischen Bereich – und an Medienpädagogik, Theaterpädagogik und vor allem an Peer Education, also dem Lernen von ungefähr Gleichaltrigen, im pädagogischen Bereich.

In Deutschland ist „Rassismus“ ein harter Vorwurf. Er wird von vielen sofort mit dem Nationalsozialismus verknüpft bzw. mit der Wahrnehmung, man werde als Nazi beschimpft. Mit der Kennzeichnung als rassistisch diskreditiert man also (vermeintlich) seine Gesprächspartner\_innen. Das macht die leichtfertige Verwendung des Begriffes schwer und manchmal sogar unangemessen, wenn man gar nicht vorhat, den Gesprächspartner zu beschimpfen, zu beleidigen, zurechtzuweisen, sondern ihn zunächst darauf hinweisen möchte, dass seiner Argumentation oder seinem Spruch ein rassistisches Motiv zugrunde liegen könnte, also beispielsweise die unhinterfragte Zuordnung eines Menschen zu einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe, die gedankliche Verknüpfung der Herkunft

mit bestimmten vermeintlich typischen Eigenschaften oder auch nur die unwillkürliche, aber eben nicht zufällige Assoziation von Gruppenbezeichnungen mit bestimmten Begriffen. Was geht uns unwillkürlich durch den Kopf, wenn wir das Wort Zigeuner hören? Woran denken wir, wenn jemand „Türkenjungs“ sagt – wir haben alle Bilder dazu in unseren Köpfen, auch wenn uns längst bewusst ist, dass sie schief oder falsch sind.

Vielleicht erschrecken wir uns manchmal selbst über unsere intuitiven gedanklichen Verknüpfungen, vielleicht sind sie uns an einigen Stellen gar nicht bewusst. Zumindest sollten wir sie für möglich halten und uns nicht einfach als vorurteilslose und von Rassismus freie Menschen begreifen – dann gehen wir auch differenzierter mit dem Rassismus-Vorwurf gegenüber anderen um.

Nicht jeder vermeintlich coole Spruch eines Jugendlichen, der welche Vorurteile auch immer transportiert, macht ihn zu einem Rassisten, aber ihn in geeigneter Weise darauf hinzuweisen, dass seinem Spruch rassistische Annahmen zugrunde liegen – das könnte schon Teil unseres pädagogischen Auftrags sein.

Nicht jeder gedankenlose Ausdruck in einem Zeitungsartikel macht den Journalisten zur Rassisten, aber ihn in geeigneter Weise darauf hinzuweisen, dass seine Formulierung Menschen verletzt, ausschließt oder übergeht – das könnte schon Teil unseres Auftrags als interessierte Zeitungsleser\_innen und Internetnutzer\_innen sein. Und wenn es hart auf hart kommt, gibt es als Beschwerdestelle den Deutschen Presserat.

Dahinter steht als Setting – in den Medien wie in der konkreten pädagogischen Situation – das Reden, Schreiben oder Berichten über andere Menschen. Also eine Situation, von der klar ist, dass sie eine sensible ist und an die wir eigentlich immer den Anspruch haben sollten, dass Menschen, um die es geht, sie mithören können und dürfen müssten. Denn oft wissen wir nicht, ob Jüdinnen oder Juden, Lesben oder Schwule im Raum sind, oft wissen wir nicht, welche gesundheitlichen Beeinträchtigungen oder persönlichen Diskriminierungserfahrungen uns anvertraute junge Menschen mitbringen. Oft outen sich Sinti und Roma nicht als solche – aus gutem Grund übrigens. Und die meisten Medien sind allgemein zugänglich – sie sollten ohnehin die gesamte Leserschaft versuchen mitzudenken. In viel mehr Situationen als wir es oft wahrnehmen, sind die Menschen, die explizit oder implizit

beschimpft oder diskriminiert werden, über die wie über abwesende Dritte geredet wird, mitten unter uns und brauchen ggf. unseren Schutz, sind darauf angewiesen, dass wir in unserer pädagogischen oder journalistischen Rolle mitdenken, dass sie dabei sind bzw. mitlesen, dass sie genauso Teil unserer gesellschaftlichen Normalität, unserer Diskurse und vor allem auch unserer Zielgruppen sind. Und wir sind aufgerufen, sehr sensibel mit der Situation umzugehen, sie vor Diskriminierung und Verletzungen zu schützen, ohne sie auch in derartigen Situationen immer wieder zu „den Anderen“ zu machen. Denn sie verdienen es als Menschen geschützt zu werden vor Grenzüberschreitungen, nicht (nur) als Angehörige einer bestimmten Gruppe.

Zwar sind aus „Gastarbeitern“ und „Ausländern“ zunächst immerhin „Ausländische Mitbürger“ und jetzt „Menschen mit Migrationshintergrund“ oder „Menschen mit Zuwanderungsgeschichte“ geworden, die Schubladen funktionieren aber noch immer – und wir müssen aufpassen, dass sie unser Denken nicht stärker prägen als es der Sache dient und wir die Schubladen von mit und ohne Migrationshintergrund nicht noch künstlich am Leben erhalten und sowohl sprachlich als auch im eigenen Denken immer wieder reproduzieren.

Auch hier ist die Sprache verräterisch. Im Koalitionsvertrag der aktuellen Bundesregierung, die ja breit getragen ist, ist nur von Zuwanderung die Rede, nicht von Einwanderung. Dabei wissen wir doch aus all den Jahren, dass viele von denen, die sich mit einem unsicheren Aufenthaltsstatus oder illegalisiert hier aufhalten, lange bleiben werden, viele für immer. Warum nehmen wir sie also nicht gleich als vollwertige Mitglieder nicht nur in unsere Stadtgesellschaft, sondern auch in unsere „Sprachgesellschaft“ auf? Das bedeutet nicht, gegenüber kulturellen Prägungen ignorant oder unsensibel zu sein, sondern sie nicht überzubewerten, eingewanderten Menschen nicht schon deswegen Teilhabe und Mitwirkung – auch bei ihrer Darstellung in den Medien – vorzuenthalten, weil sie noch nicht genug Deutsch können, noch traumatisiert sind oder es noch gar nicht sicher ist, ob sie in ein paar Wochen noch hier sind. Der „Zuwanderer“ kommt den „alteingesessenen“ Menschen schon auf der sprachlich-symbolischen Ebene nicht so nahe wie der „Einwanderer“, denn der „Zuwanderer“ kommt schon sprachlich nicht im Inneren des Landes an, bleibt am Rande der Gesellschaft.

Gerade in den Situationen des spontanen Reagierens oder des schnellen Schreibens kann eine klare Haltung eine wichtige Richtschnur sein. „Ich will nichts an der Herkunft meines Gegenübers festmachen“ – das kann so ein Leitsatz sein, der uns vielleicht auch in einer angespannten Situation noch zur Verfügung steht – quasi als Tabu für uns selbst.

Das Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusbearbeitung e.V. (IDA) ist das bundesweit tätige Dienstleistungszentrum der Jugendverbände für die Themenfelder (Anti-)Rassismus, Rechtsextremismus, Migration, Interkulturalität und Diversität. IDA verfügt über ein breites Material- und Serviceangebot ([www.idaev.de](http://www.idaev.de)).

Weitere Infos und Kontakt:

Informations- und Dokumentationszentrum  
für Antirassismusbearbeitung e.V. (IDA)  
Volmerswerther Straße 20  
40221 Düsseldorf  
Tel: 02 11 / 15 92 55-61  
Fax: 02 11 / 15 92 55-69  
[ansgar.druecker@idaev.de](mailto:ansgar.druecker@idaev.de)  
[www.IDAeV.de](http://www.IDAeV.de)